

DIE WALKÜRE

Zweite Etappe im „Ring“ Dresen/Dohnányi, 1992

Diese neue „Walküre“ verdient weit geöffnete Ohren, staunende. Domingos Debüt als Siegmund, um mit dem Spektakulären zu beginnen, verlief musikalisch wie ein Traum vom unerreichbaren Wagnerbelcanto - verführerisch leicht und voll von leuchtenden Phrasen, wie gemacht für einen Text, der „Winterstürme dem Wonnemond“ weichen läßt. Ob der Tenor diesen zu artikulieren versucht hat, war nicht auszumachen. Textdeutlichkeit ist Domingos Sache im Deutschen nicht. Verstanden hat diesen Siegmund nur, wer für sich mit äußerster Hingabe dargebrachte Musik zu übersetzen

versteht. Waltraud Meier, Domingos Wälsungenzwilling, erntete prompt noch mehr Applaus, weil sie beides vereint: gesangliches Idealmaß mit textlicher und auch schauspielerischer Prägnanz. Bei dieser Sieglinde versteht man nahezu jedes Wort, vernimmt auch die rechten Regungen dazu; und sieht eine junge Frau, ekstatisch, begehrenswert. Ton für Ton, Silbe für Silbe wahrhaftig. Solch kluge Differenzierungskunst ist auch bei der Brünnhilde auszumachen. Hildegard Behrens, bekanntermaßen eine kluge, darstellerisch stets präsente Sängerin, macht das Mädchenhafte dieser Figur deutlich. Zunächst voller Draufgängertum, steht sie zuletzt mit eingezogenen Schultern und reglos gerade herabhängenden Armen kindhaft ergeben

vor ihrem zürnenden Vater - eine schauspielerische Meisterleistung, der nicht immer die stimmlich adäquate Unterstützung zuteil wird. Manche Phrase gelingt der Behrens im Moment nur mit Mühe. Das Gesamtbild einer herrlichen Brünnhilden-Figur trübt solches freilich nur peripher. Ob die darstellerischen Qualitäten beider Damen sehr viel mit den inszenatorischen Leistungen von Adolf Dresen zu tun haben, läßt sich nur schwer mit Sicherheit behaupten. Anders als im „Rheingold“ arbeitet der Regisseur in diesem „Ersten Tag“ der „Ring“-Tetralogie über weite Strecken ernsthaft an der Personenführung. Ihm gelingen zwingende starke Bilder, es passieren auch manche minutenlange Leerläufe. Das Wort unbewältigt liegt dann ebenso in der Luft

wie in jenem Moment, in dem die hier nicht reitenden, sondern Ringelreih tanzenden Walküren beginnen, sich gegenseitig Helme zuzuwerfen wie weiland Asterix und Obelix auf dem Römerschlachtfeld. Da scheint Dresen etwas verwechselt zu haben.

Und das, obwohl die musikalische Komponente gerade dieses Walkürenritts außerordentliches Niveau erreicht. Nahezu jede einzelne der Roßweißen, Helmwiggen und Grimgerden ist luxuriös besetzt. Am meisten leidet unter den Unebenheiten der Regie der Wotan von Robert Hale, der ein sympathischer Charakter sein könnte, geplagt vom „Weibergezücht“, stöhnend unter der vertraglichen Last der Weltpolitik, weich und den letzten Rest von Lebensfrohheit in seinem langen

Monolog aushauchend, wirklich klug deklamierend, textdeutlich auf Punkt und Komma. Ihm fehlt, wie der ganzen Inszenierung, der letzte Schliff. Er gibt ein unvollständiges Bild seines Charakters, nicht nur, weil ihm vielleicht für „Wotans Zorn“ zu Anfang des dritten Aktes, die letzte, niederschmetternde Kraft abgeht.

Leichter haben es Regisseur und Darsteller mit den kürzeren, aber effektvollen beiden Partien von Fricka und Hunding. Letzteren dröhnt Kurt Rydl rüde, ungeschlacht, brutal, also goldrichtig, in den Saal - welchen Bühnenbildner Herbert Kapplmüller übrigens in Igluform aus riesigen herabhängenden Fellen oder Häuten konstruiert hat; ein einfaches, eindrucksvolles Bild, das für die

Winterstürme einer weiten tiefblauen Landschaft weicht, der zur Ehre sich die Esche inmitten prompt mit Kirschblüten schmückt. Eine vergleichbare Veränderung ereignet sich auch im zweiten Aufzug, wo Uta Priew ihren Auftritt als betulich auf den Sittenkodex und die Umgangsformen pochende Göttermutter inmitten einer schwarzen Zeltlandschaft absolviert, die sich späterhin verflüchtigt, um wieder jener unendlichen Weite Platz zu machen, welche in ihrer Neutralität weit mehr überzeugt, weil sie dem Zuschauer Freiräume schafft, Phantasie zu entwickeln, wo die Regie diese fehlen läßt.

Fricka, stimmlich untadelig, wenn auch nicht fulminant, erscheint in

großbürgerlichem Glanz, frisiert, behängt und schwarz gekleidet, umhüllt von einem prachtvollen Fuchspelz, als wäre sie gerade auf dem Weg zur „Walküren“-Premiere mit Domingo - das einzige klassenkämpferische Apercu, zu dem sich Dresen und Kapplmüller diesmal versteigen. Warum der Zorn des Publikums sich auf die beiden trotzdem entlud, als hätten sie Wagner vergewaltigt, obwohl ihnen doch vielleicht der vulkanischste, aber gewiß poetischste Feuerzauber der jüngeren Operngeschichte eingefallen ist, bleibt unverständlich.

Nur mit einer Art falsch verstandenem Traditionsbewußtsein erklärbar sind die heftigen Buhrufe, die sich in den, im übrigen kräftigen, Applaus für den

Dirigenten Christoph von Dohnányi gemischt haben. Für Freunde dicken, pathetisch alles niederwalzenden Wagnerklangs muß seine Interpretation ein Greuel sein. Nichtsdestoweniger ist sie eine Interpretation, die diesen Namen verdient: Dohnányi fordert die makellos schön aufspielenden Philharmoniker im Orchestergraben in jedem Moment, er putzt Teilchen für Teilchen in dem gigantischen Räderwerk dieser Partitur, zaubert zarte, unerhört schöne Farben und Klänge, begleitet die Sänger einfühlsam - kurz: Er bringt die Musik stimmungsvoll neu zum Klingen.

Die Buhrufer sollten den anderen, feinfühligere Wagnerianern das Vergnügen solcher Subtilität gönnen,

wenigstens bis zur „Götterdämmerung“. Ungeschlachter Walkürenritt-Alltag wird danach alsbald wieder einkehren. Das kann ihnen auch versprechen, wer nicht mit prophetischen Gaben gesegnet ist, wer nur weiß, daß etwa die Posaunen am Ende des Schwertmonologs nur an echten Feiertagen so sauber und rein intonieren wie diesmal unter den Händen des Gestrengen. Bis auf weiteres herrscht also orchestrale Klarheit. Nicht das Schlechteste in der neuen Wiener „Ring“-Welt.

mehr

Sinkothek

Beckmessers Diarium

Operamania

Interpreten